



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Christian Fürchtegott Gellerts Briefe, nebst einigen damit verwandten Briefen seiner Freunde

Gellert, Christian Fürchtegott

Leipzig, 1774

CXCIV.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-52515](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-52515)

Mein liebster Gellert,

Eine Gewissensrüge an Sie? — Die war mir in der That sehr unerwartet. Und wem sollte sie es nicht seyn? Da eine sorgfältige Gewissenhaftigkeit, eine durchgängige Ehrerbietung gegen Religion und Tugend, ein so unstreitiger, so vorzüglicher Ruhm Ihrer Schriften ist? Armer Freund, wie dauern Sie mich! Da Sie ohnedieß hypochondrisch genug sind, muß sich von allen Seiten her alles vereinigen, Sie noch hypochondrischer zu machen. Ein Ungenannter, der außerdem Ihren Schriften das gebührende Lob erteilt, will dennoch nicht wenig moralische Schwächen darinnen entdeckt haben, und fordert Sie in einem Briefe auf, „bey einer neuen Ausgabe denselben abzuheffen, in allen auch nur anstößig scheinenden Stellen die strengsten moralischen Verbesserungen ja nicht zu verabsäumen; und das zwar zur Ehre des Gewissens und der Religion.“ Wie sehr Sie besonders ist, da Ihre sämtlichen Schriften gerade von Ihren Verlegern in eine Sammlung zusammen gedruckt werden, dadurch haben beunruhigt werden müssen; das habe ich mir leicht vorstellen können. Sie haben ja nur erst jüngsthin gegen mich geklagt, daß Sie sich schon seit geraumer Zeit wegen der Ihnen mangelnden Heiterkeit des Geistes ungeschickt fühlen, diejenigen Aenderungen zu unternehmen, die Sie, vornehmlich in Ihren
Lust.

Lustspielen und Briefen, zu machen gewünscht hätten.

Ich habe sein mir überschicktes Schreiben gelesen und wieder gelesen, und sorgfältig geprüft. Sie verlangen mein unpartheyisches Urtheil davon zu wissen. Hier ist es. Aber Sie werden, so wenig Sie bey Ihren gegenwärtigen Gesundheitsumständen dazu aufgelegt sind, Geduld haben müssen, viel zu lesen; denn der Brief des Ungenannten ist lang; die Beantwortung seines Inhalts wird also auch nicht kurz ausfallen können.

Der Verfasser zeigt in seinem Briefe allerdings, wie er mehrmals von sich versichert, einen brennenden Eifer für Tugend und Religion. Aber ist es auch ein durch richtige Einsichten aufgeklärter Eifer? Darauf möchte er wohl keinen Anspruch machen können. Bey einem wahrhaft frommen Herzen verräth er doch überall viel Schwäche des Verstandes, und es wird schwer halten, bey der Widerlegung seiner Zweifel und Einwendungen in einem so ernsthaften Tone zu bleiben, als er bey seinen redlichen Gesinnungen wirklich verdient. Seine Grundsätze sind theils ganz falsch, theils nur zur Hälfte wahr. Oder wo auch gegen die Richtigkeit der Grundsätze nichts einzuwenden ist, da leitet er aus diesen richtigen Grundsätzen sehr unrichtige Folgerungen her. Doch es ist nicht genug, daß ich das sage; ich muß es auch beweisen. Lassen Sie uns denn zur Zergliederung seiner Sätze kommen.

G. Briefe.

Jf

Sein

Sein erster Satz betrifft die lachende und beißende Bestrafung der Laster. In Ansehung derselben „glaubt er durch moralische Gründe über-
 „zeugt zu seyn, daß man das Laster niemals pos-
 „sierlich, wohl aber thöricht und abgeschmackt vor-
 „stellen könne, weil sich bey dem Possierlichen leicht
 „der Begriff des Angenehmen uns unvermerkt mit
 „einmischt, welches besonders bey der Wollust zu
 „besorgen ist.“ Der Satz ist scheinbar; aber zu
 einer so strengen Richtigkeit, als bey einer Regel
 der Prüfung nöthig ist, möchte er wohl eine ge-
 nauere Bestimmung nöthig haben. Was versteht
 der Verfasser unter Laster? Was unter possier-
 lich vorstellen? Und wie mischt sich bey dem
 Possierlichen unvermerkt der Begriff des An-
 genehmen ein?

Aus dem Laster soll ich niemals einen bloßen
 Spaß, niemals das, was man eine Schekerey
 nennt, machen. Das würde der Leichtsinn sehr
 geschwind ergreifen. Es ist nicht zu läugnen, daß
 solches von manchen alten und neuen Dichtern ge-
 schehen sey; besonders in Absicht auf die Ausschwei-
 fungen der Wollust. Oder warum wollten wir
 ihrer schonen? Lassen Sie sie uns bey Ihrem ei-
 gentlichen Namen Laster der Unzucht nennen.
 Schwerlich wird dergleichen Verfahren jemand,
 der die Ehre der schönen Künste aufrecht erhalten
 will, vertheidigen. Auch der Verfasser führet
 hier zur Erläuterung die Wollust an; aber er be-
 stimmt nicht, ob er damit ihre wirklichen Aus-
 schweifungen, oder nur ein verliebtes Tempe-
 rament

rament meyne. Wenn er die erstere dabey im Sinne gehabt haben sollte; wie käme er zu dieser Bemerkung bey Ihren Schriften?

Was ist denn also dem Verfasser Laster? Nimmt er das Wort im bürgerlichen Verstande für die gröbern Laster? Da hat er freylich Recht. Wer wird Unzucht, Ehebruch, Diebstahl, Spitzbüberey, Todtschlag, Meuchelmord weiter nichts, als lächerlich machen wollen? Sie verdienen Abscheu. Ihre Namen empören. Sie müssen nie anders vorgestellt werden, als Abscheu zu erwecken; und, das zu thun, wird noch keine sehr warme Liebe zur Tugend erfordert. Nimmt aber der Verfasser das Laster im theologischen Verstande, der auch, genau genommen, der moralische ist; welche böse Neigung, wenn sie in der Seele herrscht, wenn sie Leidenschaft ist, wird da nicht darunter begriffen seyn? Und dann möchte der Verfasser sich wohl nicht auf dem rechten Wege befinden, und noch weniger, wenn er vielleicht gar die Anlage und den Hang dazu, ehe sich noch daraus das Laster ausgebildet, kurz alles, was dazu führen kann, mit darunter zusammenfassen sollte. Denn was heißt bey ihm possierlich vorstellen? Soll es überhaupt nur so viel sagen, als lächerlich machen; nicht eine besondre Art, etwas lächerlich zu machen, anzeigen; so ist gar viel dawider einzuwenden. Alle Thorheit machet, als Thorheit, lächerlich; und das Laster, als thöricht vorzustellen, das hält ja der Verfasser des Briefs selber für erlaubt. Ja es ist noch mehr als erlaubt; es ist der

Zugend so gar zuträglich, wenn die Gebrechen der menschlichen Seele auf mehr, als eine Art, angegriffen werden. In vielen Fällen ist es sehr heilsam, wenn man auf die Thoren, auch vor der Welt, ein lächerliches wirft; denn das fühlen sie noch am ersten, da nicht selten den ernstern Gründen aller Zugang ganz verbaut ist. Um auf das von dem Verfasser angeführte Beyspiel der Wollust zurückzukehren; was sollte denn wohl hindern, solche Gecken, die gleich in jede weibliche Gestalt sich verlieben, durch Satyren dem Gelächter bloß zu stellen? Vielleicht daß wenigstens einer oder der andere das Unanständige davon empfindet, und sich schämen lernet. Eine wahre und sittliche Besserung wird durch alle Werke des Wises und Geschmacks nicht bewirkt werden. Das gebe ich gern zu. Aber philosophische Abhandlungen werden das eben so wenig ausrichten, und denen wird es doch Niemand zum Vorwurfe machen, daß sie nicht die Kraft der geoffenbarten Religion haben. Denn deren Werk allein ist, den Menschen moralisch zu bessern. Es sey denn bloß eine bürgerliche Besserung, welche eine lachende und beißende Satyre hervorbringt. Auch dadurch ist nicht wenig gewonnen. Da sie manche Hindernisse aus dem Wege räumt; so wird durch sie der moralischen vorgearbeitet. — Vielleicht führet die Satyre den Thoren auch nicht einmal bis dahin, sondern macht ihn bloß schüchtern, daß er mit seinen Thorheiten mehr zurück hält. Und so wird der Nutzen davon der seyn, daß sie weniger ansteckend sind. —

find. — Doch ich will offenherzig gestehen, daß man nicht einmal das sich allezeit versprechen dürfe. Selten haben Thoren so viel Anlage zur Selbsterkenntniß, daß sie in dem vorgehaltenen Spiegel ihr eignes Bild erblicken. Weit öfter werden sie dabey auf ihren Nachbar weisen. Wer kann indessen dafür, daß sie gemeiniglich unheilbar sind? Und auf sie und ihre Besserung haben auch Komödien und Satyren, es sey in Lehrgedichten oder in Erzählungen, nicht ihr eigentliches Absehen. Sie sind vielmehr eine Art des Prangers. Der Pranger wird den, der bis dahin verfallen ist, daß er daran gestellt werden müssen, schwerlich bekehren. Aber er warnet und schrecket doch den, der etwan einst in die Versuchung kommen könnte, sich des Prangers würdig zu machen; und ist das nicht Wohlthat für die Welt? Meine Feder läuft, wie ich sehe, schnell fort, weil sie in ein Feld geräth, dem so oft eine schiefe Aussicht in dasselbe ein ganz falsches Ansehen giebt. Ich muß einlenken; denn es könnte seyn, daß hier meine Antworten den Verfasser des Briefs nur seitwärts träfen. Erlauben Sie mir also nur, lieber Freund, über das Possierliche noch ein paar Worte hinzuzufügen.

Selbst das Possierliche; wenigstens eine gewisse Gattung desselben würde ich von der Bestrafung der nicht bürgerlichen, sondern bloß moralischen Laster, wenn zumal der Lasterhafte durch sie nicht sowohl Andern, als sich selbst schadet, nicht ganz ausschließen. Der Geiz ist unstreitig ein solches Laster; und Moliere's Geizhals ist

gleichwohl voll von possierlichen Zügen. Wer wird es nicht z. E. possierlich finden, wenn der Geizhals, weil er zween Lichte auf Einem Zimmer für unnütze Verschwendung hält, das eine davon sorgfältig auslöscht, dieß, so oft es verstohlen wieder angezündet worden, zu wiederholen nicht müde wird, und zuletzt sein Licht, um es zu retten, in die Hosentasche steckt? Eben so possierlich ist es, wenn der Geizhals in des Goldoni wahrem Freunde die eingekauften Eyer durch einen Ring mißt, ob sie nicht zu klein sind. Man wird sich des Lachens, und folglich auch einer angenehmen Empfindung nicht dabey enthalten können; denn Lachen ist eben so der natürliche Ausdruck von der Empfindung einer starken in die Augen springenden Ungereimtheit, wie es Seufzer und Thränen von einem heftigen Schmerze sind. Und sollten diese possierlichen Vorstellungen wirklich der Tugend schaden? Wenn von Moliere's Lustspielen nicht zu läugnen ist, daß sie viel moralische Fehler an sich haben; so gehören doch dergleichen Züge gewiß nicht mit darunter.

Aber wenn etwas possierlich vorgestellt wird, mischt sich, uns unvermerkt, gar zu leicht der Begriff des Angenehmen ein. Das klingt gründlich und tief gedacht; und ist es doch nicht. Wie und wo mischt sich der Begriff des Angenehmen ein? In die Empfindung des Ungereimten, die in dem Zuschauer erweckt wird? Oder in die Vorstellung, die man sich aus so treffenden Zügen von der Kunst des Dichters macht?

macht? Oder endlich, in den Begriff des vor-
 gestellten Lasters? Das letzte wird wohl Nie-
 mand behaupten wollen. Das Laster des Geizes
 wird durch solche possierliche Vorstellungen gewiß
 nicht reizend; ja nicht einmal um das mindeste er-
 träglicher. Kein Zuschauer, selbst kein Geizhals,
 oder der noch bloß eine Anlage zum Geize hat,
 wird dabey in die Versuchung gerathen, derglei-
 chen nachzuthun. Sein erster Gedanke wird viel-
 mehr der Vorsatz seyn, daß er sich wohl hüten will,
 sich selbst so lächerlich zu machen. Ist aber das
 erstere, daß sich in die Empfindung des Ungerein-
 ten, oder in die Vorstellung von der Kunst des
 Dichters eine angenehme Empfindung einmischt:
 wer kann daraus schlimme Folgen befürchten?
 Wer wird hier etwas Unmoralisches finden? Ich
 würde also das Wort possierlich gegen das Wort
 drollicht vertauschen, und den Satz also ausdrü-
 cken: Drollicht dürfen wirkliche Laster nie-
 mals vorgestellt werden, sondern bloß menschs-
 liche Schwachheiten, als wunderliche Lau-
 nen der Denkungsart, Fehler eines guten
 Herzens, Arten des Uebelstandes. Grobe
 Laster müssen in der Vorstellung nie anders,
 als verabscheuungswürdig, erscheinen, und
 auch die andern Laster muß man nicht bloß
 lächerlich machen wollen, sondern gleichfalls
 mit ernstern Waffen bestreiten.

Aber nun bleibt noch immer die Frage übrig:
 Wozu diese Bemerkung hier? Sie muß ja
 wohl ein Tadel, der auch Ihre Schriften treffe,

seyn sollen; da sie in einem Briefe steht, der Sie zu moralischen Verbesserungen Ihrer Schriften auffodert. Der Verfasser desselben hat kein Beyspiel zum Beweise beygebracht, wie doch billig von ihm hätte geschehen sollen. Eine andre Stelle seines Briefs macht es mir mehr, als bloß wahrscheinlich, daß er damit auf Lisetten, in dem ersten Bande Ihrer Fabeln und Erzählungen,*) ziele. Diese Erzählung hat, ich gestehe es Ihnen, meine vorzügliche Liebe nicht, und, wenn Sie sie seiner ängstlichen Gewissenhaftigkeit aufopfern wollen, habe ich nichts dagegen. Aber ich kann doch das nicht darinnen sehen, was er darinnen sieht. Ich habe sie wieder zu verschiednenmalen mit Aufmerksamkeit durchgelesen. Ich finde in dem Manne, welcher in das wohlgebildte Lorchon, die zur Wärterinn seiner an den Blattern franken Frau erlesen worden, sich verliebt, und da die Frau an den Blattern blind liegt, durch die Gelegenheit sich verführen läßt, seiner Leidenschaft nachzuhängen und sie frey ausbrechen zu lassen, nichts als eine getreue Schilderung nach der Natur. Die geschilderte Sache ist nicht selten, denn wie manche ungetreue Ehegatten giebt es nicht, die gleichwohl Treue heucheln! Es kann auch nicht verwerflich, oder ohne Nutzen seyn, dergleichen Schilderungen zu machen. Menschliche Leidenschaften in besondern ihnen günstigen Lagen, oder in ihnen schnell aufstoßenden Verlegenheiten

schil-

*) Gellerts sämtliche Schriften I. Th. 106, 107. S.

schildern, und es durch das Individuelle des Gemäldes gleichsam vor die Augen bringen, wie sie darinnen handeln, wie sie jene günstige Lage ohne Anstand nützen, und oft aus diesen Verlegenheiten, wenn sie auch Lügen zu Hülfe nehmen, und offenbar der Tugend spotten sollten, sich glücklich herauswickeln; das erweitert die Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens, und vertritt gewissermaßen die Stelle der Erfahrung, die man sich sonst nicht selten mit eignem Schaden erkaufen muß. Dieß ist, im Vorbeygehen zu erinnern, einer von den großen Vorteilen, welche die von der Seite der Moralität so oft mit Unrecht bestrittene Komödie schafft. Ich will ißt des moralischen Nutzens dieser Erzählung nicht erwähnen, daß sie zeigt, wie gefährlich dem verderbten Herzen die Gelegenheit zum Laster werde; wie leicht ein familiärer Umgang zwischen jungen Personen beiderley Geschlechts weiter führen könne, als sie zuvor wohl selbst gedacht; und wie thöricht der handle, wie vielen Versuchungen er sich auf die Zukunft aussetze, der bey der Ehe, diesem so ernstesten Schritte, in seiner Wahl bloß auf Schönheit, einen vom Zufalle so leicht entrißnen Vorzug, sieht. Das alles sind Beobachtungen, auf welche die Erzählung natürlicher Weise leitet. Ich will mich bloß an die Hauptsache der Erzählung halten. Eine Schilderung des Lasters ist ja, das wird jeder zugeden müssen, keine Empfehlung des Lasters. Es kömmt bey einer solchen Schilderung, in Ansehung ihrer Moralität, alles auf ihre Beschaffenheit an;

alles darauf, ob sie nicht etwan durch Schlüpfrigkeit schädlich wird, oder ob sie nichts durch die Wendung, die ihr gegeben ist, und durch die eingestreuten Züge auf die Seite des Lasters neigt, und für dasselbe einnimmt. Keine von beiden Beschuldigungen wird Ihnen, wer nur einigermaßen billigt denkt, und wenn er ein noch so strenger Moralist wäre, bey dieser Erzählung machen wollen. Wie hier einer strafbaren Liebe kein reizender Schleyer ungeworfen wird; so erklärt sich auch der Dichter nicht für den ungetreuen Mann und sein Lorchchen; weder auf offenbare, noch auf verdeckte Weise. Er erzählet bloß, ohne Parthey zu nehmen, ohne durch etwas den Leser auf jener Seite zu neigen. Hier ist keine Bewunderung von Lorchens schnellem Wize, durch den es ihr gelingt, die Entdeckung ihrer strafbaren Liebe zu verhüten; kein Triumph, kein Händeklatschen der Liebesgötter darüber. Ich will nicht in Abrede seyn, daß es nicht vielleicht manchen Leser küheln könne, die arme blinde Frau durch Lorchchen also betrogen zu sehen. Aber wird das nicht von der Fassung abhängen, mit der er liest? Wenn also ein moralischer Schade aus dem Lesen dieser Erzählung entspringt; so ist er von der Art derjenigen Aergernisse, die nicht wohl verhütet werden können; nicht die Schuld des Schriftstellers, sondern des Lesers; denn das Lesen derselben schadet ihm, nicht weil er ungeübt ist, sondern weil er ein verderbtes Herz hat, und für dasselbe überall Nahrung suchet. Bey reinern Gesinnungen wird es einem

einem andern Leser eben so natürlich seyn, mit der Frau, der unter so traurigen Umständen eine so unedle Beleidigung wiederfährt, Mitleiden zu fassen, und am Schlusse der Erzählung bey Ihren Worten:

Ach lieber Mann, wie redlich meynts dein Herz!

O gräme dich doch nicht! Ich bin ja noch am Leben;

zu denken: Der unwürdige Mann! Wie wenig verdient er diesen Trost! Ach wenn die arme Frau wüßte, daß er vielleicht iht gerade das Gegentheil von dem wünschet, was nach ihrer Meynung ihn trösten soll! Welch Glück ist es zuweilen, sein Unglück nicht zu wissen! Diese Gedanken können in dem Leser desto natürlicher entstehen, da Sie ihn selbst durch den eingestreuten Zug darauf leiten:

Ach arme kranke Frau! Es ist dein großes Glück,
Daß du nicht sehen kannst.

Damit will ich nicht sagen, daß es nicht dieser Erzählung noch zuträglicher gewesen seyn würde, wenn ihr eine andre Wendung gegeben, und dadurch auch einem so gesuchten Mißbrauche vorgebauet worden wäre. Ich bin versichert, Sie würden vorgebaut haben, wenn Sie bey ihrer Verrfertigung hätten vermuthen können, daß dieselbe jemals in einem so falschen Lichte betrachtet werden würde. Ich weis es, theuerster Freund, von alter Zeit, und selber der ungenannte Urheber des Briefs erkennets, daß die Rechte der Tugend Ihnen

nen bey Ihren Arbeiten viel zu ehrwürdig gewesen, als daß Sie zu einer leichtsinnigen Behandlung derselben jemals, dem Wiße zu Ehren, auch nur einen entfernten Anlaß geben wollen. Sie können indessen noch ißt einer allzugrübelnden Gewissenhaftigkeit ein überflüssiges Opfer thun, und das mit leichter Mühe. Ich setze freylich voraus, was sehr zweifelhaft ist, daß nicht etwan dieser Bogen in der neuen Sammlung schon abgedruckt worden; desgleichen, daß Sie nicht etwan Ihre ißige kränkliche Gesundheit zu noch so leichten Aenderungen unfähig macht; und nicht weniger das ernste Verbot Ihres Arztes, von welchem Sie mir leßthin schrieben, sich mit dieser neuen Ausgabe auf keine Weise selbst zu beschäftigen, keinen Nachlaß findet. Viele Voraussetzungen, die es mir selber nicht wahrscheinlich machen, daß Ihnen mein Rath werde nützen können. Indessen will ich Ihnen doch denselben mittheilen. Es kömmt bey dieser Erzählung nur auf einen kleinen Eingang von etlichen Versen an, der den Leser sogleich auf den richtigen Gesichtspunkt hilft, so daß das lächerliche nothwendig auf den Mann fallen muß. Etwan ein satyrischer Ausfall auf die Männer in zweyerley Gestalten, die, von den Frauen gesehen, in Zärtlichkeit zerfließen, und, wenn sie von deren Auge nicht mehr beobachtet werden können, selbst in ihrer Anwesenheit es wagen würden, bis zur Untreue auszuschweifen. Sie sind, wie ich weis, den Eingängen nicht sehr günstig. Hier sehen Sie, wozu sie zuweilen nützen können.

Ich

Ich eile zu einer andern Classe der moralischen Schwächen, welche der Verfasser des Briefs in Ihren Schriften entdeckt haben will, und zwar zu derjenigen, welche der ersten am nächsten verwandt ist. „Wenn, sagt er, bey ernsthaften und ehrwürdigen Dingen lächerliche Nebenbegriffe angebracht werden; so muß man sich Gewalt anthun, derselben wieder los zu werden, wenn man nun wirklich seine Gedanken auf diese ernsthafte Dinge richten will. Es ist gewiß gleichfalls Ihre Meynung, daß man mit ernsthaften Dingen niemals spotten dürfe. Die Blöße der Laster kann auch ohne diesen Spott Freunden des Wises und der Tugend gezeigt werden.“

„Mit ernsthaften Dingen muß man niemals spotten,“ oder wie es weiter hin heißt: „Die Bibelsprache muß uns allezeit ehrwürdig seyn. Ich glaube, man müsse sich bey scherzhaften Ausdrücken aufs sorgfältigste vor der geringsten Ähnlichkeit mit der Bibelsprache hüten.“ Schön! Ich und Sie sind beide erklärte Feinde von Bibelscherzen, und in scherzhaften, ja überhaupt in weltlichen Schriften, können Sie so wenig als ich die mindeste Anspielung auf unsre dem gottesdienstlichen Gebrauche gewidmete Bibelübersetzung, oder irgend einen Scherz über Dinge, die nur einige Verbindung mit dem Gottesdienste haben, dulden. Aber hier vermischt Ihr Unbekannter wieder zweyerley Dinge. Ein anders ist es, ernsthafte Dinge lächerlich machen; und wieder ganz ein anders, die falschen Begriffe davon, eben diesen ernsthaften

haften Dingen zum Dienste, in ihrer Blöße darstellen. Gleichwohl ist meistens das letztere hier der Fall. Denn was sind für Exempel, die er aus Ihren Schriften anführt?

Er wünscht, in dem zärtlichen Manne, den Ausdruck hinweg:

Er läßt für seine Frau in allen Kirchen bitten,
Und giebt noch mehr dafür, als sonst gebräuchlich
war;*)

und eben so in den Bauern und dem Amtmanne die Worte der Bauern:

Und Gottes Wort, wie sich gebühret,
Bald griechisch, bald ebräisch angeführet.**)

Gleichwohl wird weder in jener die Fürbitte für Kranke, noch in dieser Gottes Wort und der Grundtext lächerlich gemacht. Das erstere schildert bloß die Lage des Mannes, und das in der Welt unter solchen Umständen übliche Verfahren; und zeigt den Ernst seiner Angst, die doch so bald darauf verschwunden ist. Das letztere zu sagen, ist sehr heilsam und nöthig, um ein klägliches Vorurtheil, das der Bibel und der Erbauung so nachtheilig ist, in seiner ganzen Blöße darzustellen.

Gegen den Brief, darinnen Sie von der schlechten Predigt und ihrer Wirkung reden,***) wendet er ein: „in einer schlechten Predigt höre man wenigstens Sprüche, und denen sey die Wirkung, „einen

*) Gellerts sämtliche Schriften I. Th. 66. S.

***) Ebendaf. 207. S.

***) Ebendaf. IV. Th. 241. S.

„einen frommen Zuhörer in Schlaf zu bringen, „unnatürlich.“ Sprüche werden ja wohl in einer schlechten Predigt angeführt; oft genug nicht sowohl angeführt, als unehrerbietig gemißhandelt. Freylich haben die nicht die natürliche Eigenschaft einzuschläfern. Aber wie dann, wenn ihnen die Predigt stets entgegen arbeitet, und die schlechte Predigt noch überdieß schlecht gehalten, in einem einförmigen einschläfernden Tone hergesagt wird? Man sehe nun einen Zuhörer, der in der Absicht, sich zu erbauen, die Kirche betrat, aber durch den schlechten Vortrag ermüdet, und durch den Wohlstand gehindert wurde, von seinem Sitze aufzustehen, oder umherzugehen. Wer hat es zu beantworten, wenn der Zuhörer, ohnerachtet seiner Mühe, die er sich giebt, munter zu bleiben, dennoch einschläft? Der geistlose Prediger? Oder der von menschlicher Schwachheit überwältigte Zuhörer? Und wer kann von dem, der dergleichen erzählt, auch nur im mindesten argwohnen, daß er, wenn er von der schlechten Predigt sagt, sie habe an ihm ihre natürliche Wirkung gethan, damit den angeführten Schriftstellen die Wirkung beyzumessen wollen, als ob sie einschläferten? Wer ihn beschuldigen, daß er dadurch die Ehrerbietung gegen das göttliche Wort verleset habe?

Was der Ungenannte über das Wort Betschwester sagt, ist, ich kann es nicht bergen, sehr schwach. Er giebt zu, „daß diejenigen Ihren „rühmlichen Charakter verkannt haben, welche be- „haupten, als hätten Sie dadurch das Gebet über- „haupt

„haupt

„haupt lächerlich machen wollen.“ Aber er gedenke Ihnen zu bedenken, „ob nicht gleich durch das „Wort Betschwester der ehrwürdige Begriff des „Gebets, als der Rede mit Gott, verunehrt, geschwächt und gemißbraucht werde; denn das „Wort Betschwester sey doch ein mit dem Worte „beten zusammengesetztes Wort, und werde hier „gleichwohl zur Entblößung der Heuchelei gemißbraucht.“ Was für ein schwacher Grund! Solchergestalt müßten auch die Wörter göttlich, vergöttern, Götter der Erde, Abgott für einen Mißbrauch des göttlichen Namens gelten; und ist nicht dergleichen von der Schrift selbst geschehen? Ja selbst unsern Heiland würde sein Tadel, wenn er gültig seyn sollte, treffen. Erinnern Sie sich nur des Pharisäers, den er in seiner Erzählung vom Pharisäer und Zöllner, betend einführt. Mit wie lebendigen Farben schildert das Gebet, das er ihm in den Mund legt, seinen ganzen Charakter! Wie stark giebt es uns das lächerliche seines Stolzes und seiner Werkheiligkeit zu fühlen! Würde nicht, wenn der Verfasser Recht hätte, durch eine solche Vorstellung das Gebet selbst gleichfalls leiden müssen? Wenn bey dem Worte Betschwester etwas zu verantworten ist; so mögens die verantworten, die es zuerst aufgebracht, und in Gang gesetzt haben. Nun ist das Wort einmal in der Sprache da, und hat seine bestimmte Bedeutung, ohne daß es den Nebenbegriff einer Geringschätzung gegen das Gebet mit sich führte. Ist es denn wohl eine Verunglim-

glimpfung der Apostel, wenn man eine Secte des dreyzehnten Jahrhunderts mit dem Namen, den sie sich selbst gegeben, den Apostelorden nennet? Oder haben denn wohl die Kirchenväter, und andre nach ihnen, wenn sie die Novitianer, wie von ihnen selbst geschah, Katharer oder die Reinen nannten, damit der Reinigkeit in Lehre und Leben spotten, oder zu erkennen geben wollen, daß die Kirche gar nicht Ursache habe, sich darum zu bestreben? Oder, um ein noch passendres Exempel aus unsern Zeiten zu geben; sollte man sich wirklich durch den Gebrauch der Namen Wiedertäufer oder Täufer einer Unehrebarkeit gegen das Sacrament der Taufe schuldig machen?

Eben so, wie mit dem Tadel des Worts Bet-schwester, verhält sich gleichfalls mit dem Eifer des Verfassers darüber, „wenn der allerheiligste „Namen Gottes, oder statt desselben das Wort „Himmel lasterhaften Personen in den Mund ge- „legt wird?“ Trifft nicht hier wieder sein Tadel den Assaph und David? Denn wie viele Stellen, wo dergleichen von ihnen geschieht? Der Gottlose spricht in seinem Herzen: Gott hats vergessen. Er hat sein Antlitz verborgen. Er wirds nimmermehr sehen. *) Sie sprechen: Was sollte Gott nach jenen fragen? Was sollte der Höchste ihrer achten? **) Die Gottlosen sagen: Der Herr siehts nicht, und der Gott Jakob achtets nicht. ***) Andrer ähnlichen

*) Ps. 10, 11.
G. Briefe.

**) Ps. 73, 11.

***) Ps. 94, 7.

lichen Schriftstellen ist zu geschweigen. Aber sollte, wer darüber zu urtheilen übernimmt, nicht billig den Unterschied davon empfinden können, wenn der Schriftsteller selbst den Namen Gottes mißbraucht, oder wenn er Personen, die gewiß nicht zur Nachahmung aufgestellt sind, einführet, wie sie eines solchen Mißbrauchs im gemeinen Leben sich häufig schuldig machen.

Der Verfasser, das bin ich überzeugt, würde nicht wenig erschrecken, wenn man ihn beschuldigen wollte, in seinem Schreiben ernsthafte heilige Dinge gemißbraucht zu haben? Gleichwohl ließe sich ihm, wenn man auf gleiche Weise, als er, zu Werke gehen wollte, dergleichen Beschuldigung sehr leicht machen. Noch mehr! Es ist wirklich von ihm geschehen. Denn die feyerliche Beschwörung bey den Wunden des Heilands, da sie bey Dingen gebraucht wird, die meistens Kleinigkeiten betreffen; was ist sie denn wohl anders? Der Verfasser versichert, daß er sich dieser gnadenreichen Wunden nicht schäme. Ich auch nicht. Da sey Gott vor! Aber ich würde zittern, sie anders, als bey den feyerlichsten Gelegenheiten und in ernstesten Stunden der Andacht zu nennen; und noch mehr zittern, Andre, wo es nicht auf Leben und Seligkeit ankäme, dabey zu beschwören. Ich will mich wohl hüten, den Verfasser deswegen einer vorseßlichen Entheiligung der Religion anzuklagen; aber er sieht doch, sowohl, wie menschlich es ist, darinnen zu verstoßen, als auch, daß man durch einen übertriebnen Eifer für die gute Sache

wahr.

wahrhaftig eben so viel Schaden anrichten könne,
als durch schlaffe Nachlässigkeit.

Dem Verfasser scheint ferner „der Scherz über
„das Verbrennen von Arndts wahrem Christenthum
„me schädlich.“ *) Und warum? „Deswegen,
„weil es wirklich geschehen seyn soll, und wenn es
„auch nicht glaubwürdig wäre, doch diejenigen
„Leser ärgerte, die es glauben.“ Wenn das für
Gründe gelten sollen; so ist aller Aberglaube ge-
sichert; so ist, ihn angreifen, verwerflich und schäd-
lich. Denn wo ist wohl ein Märchen des Aberg-
glaubens, das nicht wirklich geschehen seyn soll?
Und wann wird es nicht die Abergläubischen ver-
drießen, daß man ihre Vorurtheile bestreitet.
Aber ist denn ein solcher darüber gefaßte Verdruß
Aergerniß? Auf solche Weise würde man sogar durch
jeden Angriff auf Irrthum und Laster sich in Ge-
fahr setzen, Aergerniß zu geben. Ein solcher Ver-
druß ist vielmehr blinder Eifer für seinen Wahn.

Gg 2

Wahres

*) Unser sel. Freund hat, um für eine ängstliche Ge-
wissenhaftigkeit schwacher Leser, lieber zu viel, als
zu wenig zu thun, bey der letzten Ausgabe seiner
Werke, diese Stelle hinweggestrichen. Sie steht
in den ältern Ausgaben gleich am Schlusse der er-
stern Scene, und heißt: „Dieses letzte (Gebetbuch)
„ist, wie sie erzählt, in drey Häusern mit abge-
„brannt, und doch keinmal verbrannt. Die Scha-
„len sind zwar etwas versehrt worden; allein dem
„Drucke hat das Feuer mit aller seiner Macht nichts
„anhaben können.“

„Ferdinand. Der Buchbinder u. s. w.“

Wahres Aergerniß hingegen haben diejenigen gegeben, welche dergleichen unbedeutende Nachrichten als wichtig, als eine Art von Wundern gesammelt haben; denn sie haben dadurch zum Aberglauben verleitet, oder darinnen bestärket. Auf der Glaubwürdigkeit der Nachrichten beruht hier gar nichts. Die werden Sie eben so wenig zu bestreiten begehren, als ich. Erbauungsbücher haben oft Clausuren, die sie dicht zusammen pressen. Ist's da Wunder, wenn die Flamme das erwähnte Buch, da es zumal etwas stark ist, nicht so leicht gefasset. Und wie viel andre zufällige Ursachen, darinnen das vorgegebene Wunder seinen Grund haben kann! Vielleicht kann manchem sehr profanen Buche eben dergleichen wiederfahren seyn, ohne daß man darauf geachtet hat. Bey solchen Nachrichten ist eigentlich nicht der Mangel an Glaubwürdigkeit Aberglaube. Der an und für sich ist noch weiter nichts, als Leichtgläubigkeit. Der Aberglaube steckt in der Absicht, aus der solche Nachrichten gesammelt werden, und in den daraus gezogenen Folgerungen. Sie sind ein Ueberrest von Mönchsgeschmack. Ist denn dieß in der That sehr schäßbare Buch etwan heiliger, als die Bibel, die doch vermuthlich in den Häusern, wo an Arndts wahrem Christenthume ein solches Wunder der Vorsehung sich ereignet haben soll, auch vorhanden war, und, allem Ansehen nach, mit verbrannt ist, weil man ja wohl außerdem nicht vergessen haben würde, solches gleichfalls zu bemerken? Sie aber, liebster Freund, hätten bey

Bestrei-

Bestreitung dieses Aberglaubens nicht behutsamer verfahren können, da Sie für das Buch selbst so viel Achtung haben, es nicht zu nennen; und das Ungereimte davon auf eine solche Art fühlbar machen, daß Sie den Zuhörer von dem Inhalte desselben auf den Druck und Band ablenken, wenn Sie Ihrem Ferdinand in der Betschwester in den Mund legen: „Der Buchbinder muß gewiß „nicht so fromm, als der Buchdrucker, gewesen „seyn, weil der Band nicht im Feuer ausgehal- „ten hat.“

Die beträchtlichste Kritik möchte hier wider die über Lisetten seyn, wiewohl nicht aus dem Grunde, den er angiebt; nicht darum, weil in diesem Gebete des sich ängstlichstellenden Mannes wirklich eine ernsthafte Sache lächerlich vorgestellt ist, sondern weil die Zeilen, auf die er zielt:

Hier sitzt der gute Mann, — —

Und muß — — — —

— oft durch ein Gebet um ihre Befruchtung flehn,
Und gleichwohl war sie nicht mehr schön.

Ich hätt' ihn mögen beten sehn.

aus dem Zusammenhange herausgehoben, ein gewisses leichtsinniges Ansehen gewinnen. Im Zusammenhange haben Sie es nicht; wenigstens nicht in derselben Maaße. Einem aufmerksamen Leser wird es da nicht in die Gedanken kommen können, als ob Sie überhaupt über das Gebet sich lustig machen, oder es auch für unmöglich hätten erklären wollen, daß ein Mann für seine Frau, wenn sie nicht mehr schön ist, noch mit Andacht be-

ten könne. Vielmehr helfen im Zusammenhange diese Worte den hier eingeführten Mann genauer charakterisiren. Sie sagen eigentlich weiter nichts, als: Was für ein seltsames Gebet mag das gewesen seyn, das den Neigungen und Gesinnungen eines so sinnlichen Mannes, der an seiner Frau nichts mehr, als die Schönheit, geliebt, geradezu widerstritt. Indessen kann ich nicht bergen, daß ich eine Stelle, wo der rechte Gesichtspunkt doch wohl von manchem verfehlt werden könnte, geändert wünschte; und das (ich setze voraus, daß Sie es noch in Ihrer Gewalt haben, und dieß Stück in der neuen Auflage nicht schon abgedruckt ist) läßt sich sehr leicht thun. Nur die Zeile:

Und gleichwohl war sie nicht mehr schön;
weggestrichen; und an die Zeile:

Ich hätt' ihn mögen beten sehn;
eine kleine Anmerkung angehangen, etwan folgenden Inhalts:

Doch wie viel beten so, daß sie mit Widerwillen
Zum Schein bloß ihre Pflicht erfüllen!

D harter Zwang! Sein Mund sprach seinem Herzen
Hohn.

Denn seine Liebe war nun schon
Mit ihrer Schönheit ganz entflohn.

Die folgenden Zeilen, wider welche sich noch, wenn man äußerst strenge seyn wollte, noch am ersten etwas erinnern ließe, ob sie gleich bloß ein spotten-
des Mitleid ausdrücken:

„Der arme Mann! Ich weiß ihm nicht zu rathen.
 „Vielleicht besinnt er sich, und thut, was Andre
 thaten.

fielen damit zugleich hinweg. Ich brauche es Ihnen doch wohl nicht erst zu sagen, daß diese Verse bloß flüchtig hingeworfen sind? Ich mache aber auch keinen Anspruch darauf, daß Sie sie unter die Ihrigen aufnehmen sollen. Ich glaubte nur, dadurch meine Gedanken Ihnen am deutlichsten machen zu können.

Noch ein Punkt, von welchem dieser rechtschaffne und fromme Mann gar wunderliche Begriffe zu haben scheint, ist die gegenseitige Liebe beider Geschlechter zu einander. Er gesteht Ihnen Lustspielen den Ruhm zu, „daß sie unanstößig, „munter geschrieben sind;“ aber dennoch ist er der Meynung, „daß in manchen Stellen derselben noch wirklich die Zärtlichkeit der Liebe für un- „verheirathete Personen zu einnehmend und schlü- „pfrig beschrieben sey; besonders bey den zärtlichen „Umarmungen.“ Grundsätze solcher Art haben gerade dieselbe Wirkung, als die Klöster. In- dem sie die Keuschheit bis zu ihrer höchsten Vollkommenheit treiben wollen, überspannen sie dieselbe. Dadurch aber reizen sie in der That zur Unkeuschheit, und machen, was an sich unschuldig war, nun wirklich gefährlich, weil eben der übermäßige Zwang die Einbildungskraft aufwiegelt, und damit zugleich das Herz in Lusternheit setzt. Es ist um den Trieb, der durch die Keusch-

B g 4

heit

heit in Schranken gehalten werden soll, eine eigne Sache. Er gleicht einem raschen Rosse, das schwer zu regieren ist. Läßt man dem den Zügel schießen; so reißt es mit sich fort, wohin es nur will. Zieht man aber den Zügel allzustraff an, so bäumt es sich, und setzt seinen Regierer ab. Eben also verhält es sich mit der eingepflanzten Neigung der beiden Geschlechter zu einander. Ihre Einschränkung fodert Klugheit, daß man darinnen nicht zu wenig und nicht zu viel thue. Ich setze noch hinzu, daß es freylich gegen die Würde der Tugend streiten würde, sie zu einer neumodischen Stutzerin, oder gar zu einer liebäugelnden Coquette auszukleiden. Die ihr eigenthümliche Schönheit ist sich selbst genug, und jeder zu stolze oder zu gesuchte Puz würde dieselbe mehr schwächen als erheben. Aber auf der andern Seite wird es gleichfalls der Tugend allezeit zum Nachtheil gereichen, wenn man ihr ein, ihr eben so fremdes, altväterisches Gewand auswirft, dessen Schnitt sich nicht aus dem wesentlichen, sondern aus einem bloß willkührlichen längst abgeänderten Wohlstande, vielleicht aus falschen Vorurtheilen, herschrieb. Statt sie dadurch ehrwürdig zu machen, ist man vielmehr Schuld, daß sie mit Steinen geworfen wird.

Doch ich bin ist müde, länger zu schreiben, und Sie sind ohne Zweifel eben so müde, länger zu lesen. Gleichwohl ist in dem Briefe des Ungenannten noch Ein Punkt, und zwar ein Hauptpunkt, zu beantworten, übrig. Am besten, ich

ich breche icht ab, und behalte denselben einem
zweyten Briefe vor, der bald folgen soll. Möch-
te doch dieser Sie wieder recht gesund finden.
Ich bin

* *

der Ihrige

Am 28. December
1768.

* * * * *

CXCIV.

Fortsetzung.

* * Am 30. Dec. 1768.

Liebster Gellert,

Ich habe Ihnen versprochen, einen Einwurf in
dem Briefe Ihres Ungenannten, der zuletzt
übrig blieb, gleichfalls zu beantworten; und ich
eile, mein Versprechen zu erfüllen. Ich vermu-
the, daß ich auch dießmal, wenn ich der Sache
Genüge thun will, mich nicht sehr kurz werde fassen
können. Also lieber keinen Eingang; und
gleich zur Sache!

Außer den bereits beantworteten Einwürfen
thut Ihr Ungenannter auch auf die Mythologie
und den Gebrauch derselben in der Poesie einen
ziemlich heftigen Angriff. „Wider die heid-
nische Götterlehre, so sagt er, habe ich diesen
nicht unvernünftigen Zweifel, daß ihr Gebrauch

Gg 5

„von